

Dr. Hermann Josef Roth
10. November 2013

Es ist Post gekommen: Der Jude Manfred Schloss schreibt am 12. Juli 1972 aus Hellerup in Dänemark an seinen Freund Pfarrer Ferdinand Ebert in Montabaur: „An Montabaur bindet mich nichts mehr als drei Gräber von Angehörigen – und die Erinnerung an ein harmloses Städtchen, das sich damals zu einer Furie entwickelte.“

Wie konnte es nur so weit kommen?!

Nun sind Geschichte und Geschehnisse der Juden in Montabaur eng verknüpft mit denen der Rheinlande insgesamt. Verkürzt könnte man sie auf die Formel bringen:

| |
|--|
| 1000 Jahre nebeneinander – 100 miteinander – 10 Jahre gegeneinander - seitdem |
|--|

1000 Jahre lebten Juden als Minderheit mit vielen Minderheiten neben der christlichen Mehrheit. Die Dokumente lassen uns manchmal im Stich. Wir sind gezwungen, andere Spuren zu suchen. Nicht weit von hier liegt ein intaktes Bauwerk – die *Mikwe* (Ritualbad) in Andernach – Zeugnis ab von der Stärke des spätmittelalterlichen Judentums am Rhein. Viel früher schon war ein Zehntel der Bevölkerung der Stadt Mainz jüdisch.

Wie man sieht, war es eine sehr starke Minderheit, nicht nur der Zahl nach. Dank ihrer „internationalen“ Verknüpfung hatten jüdische Händler über die „Seidenstraße“ Beziehungen bis nach China und über die „Weihrauchstraße“ nach Arabien. Sie belieferten die Christen mit Luxusgütern. Im Gegenzug kauften Juden den Alltagsbedarf bei christlichem Handwerker und Bauern. Man profitierte voneinander.

Diskriminierung kannte man nicht. Sicher, der Willkür von Landesherren und Bischöfen ausgeliefert, waren Juden im Konfliktfall rechtlos. Aber das waren andere auch vom fahrenden Volk bis zum sesshaften Bauern.

Und doch – es gab Unterschiede!

(1) Diese Juden schrieben und sprachen anders, hatten andere Ess- und Trinkgewohnheiten, ja glaubten nicht mal an Christus. Kurzum – sie waren irgendwie auch fremd.

(2) Dies Juden, ob jung oder alt, sie konnten alle lesen und schreiben. Durch ihren hohen Bildungs- und Ausbildungsstand waren sie erfolgreich.

Anders sein und Erfolg haben – das nährte schon damals unterschwellig Neid und Hass.

Zum Ausbruch gelangten die aufgestauten Aggressionen im Wahn der Kreuzzugsbegeisterung. Von Predigern angestachelt wälzte sich abenteuersüchtiger Mob durch die Straßen und pöbelte: „Wir ziehen den weiten Weg. Und dabei wohnen doch unter uns die Juden, die Christus gekreuzigt haben. Lasset uns zuerst an ihnen Rache nehmen.“ Und so geschah es – hemmungslos und grausam.

Nicht dass Ratsherren und Bischöfe das einfach hingenommen hätten. Sie wussten, was sie an ihren Juden hatten. Und dennoch ließen sie sich den Schutz gut bezahlen – mit jüdischem Geld.

100

Während des 19. Jahrhunderts wurde endlich die Gleichstellung der Juden in den preußischen Rheinlanden wie im Herzogtum Nassau politisches Ziel der Parteien. Weit blickend stritt der Abgeordnete Ernst Lieber, Abiturient von Hadamar, im Reichstag für die Belange der Juden.

Eine Fibel der Volksschule in Montabaur aus dem Jahr 1841 mag zeigen wie weit bei uns Juden damals integriert waren. Das Lehrbuch zieht zur „Tugendlehre“ eine Parabel von Mose Mendelssohn an und das Gleichnis des „Rabbi Meir“. Ob das im heutigen Religionsunterricht möglich wäre?

Ein jüdisches „Andachtsbuch“ (1924) aus dem Nachlass von Ferdinand Ebert unterscheidet sich kaum vom kirchlichen Gebetbuch oder einem deutschen Stammbuch.

10

Was dann ab 1933 geschah wird heute von anderen und kompetenteren geschildert. So mag ich nur lesen, wie Christen damals empfanden.

Die Aufzeichnungen von Gertrud Roth geb. Ebert aus Montabaur spiegeln die Fassungslosigkeit sehr vieler Bürger vor dem brutalen Geschehen. Aber auch das Entsetzen in der Erkenntnis, dass da welche „aus guten Kreisen“ mitgemacht hatten. Kaplan Karl Pehl, Frickhofen, brachte es auf den Punkt:

„Man billigte nicht, was dort geschah, man verabscheute es; aber man empfand die Sache der Juden nicht als die eigene, die Zerstörung der Synagogen nicht als Verwüstung von Häusern des wahren Gottes.“

Drei Monate nach den Pogromen wurde auch in Montabaur ein Hirtenbrief auf der Kanzel verlesen. Darin behauptete der Bischof von Limburg:

„... dass die christliche Religion nicht aus der Natur“ der Juden herausgewachsen, also nicht von Rasse-Eigenschaften dieses Volkes beeinflusst

ist, sondern sich hat gegen dieses Volk durchsetzen müssen. Jesus Christus ist nicht eine Frucht dieses Volkes, sondern in seiner Menschwerdung ein Geschenk des Himmels.“

Lehramtlich wird alles, was wir über Herkunft und soziale Umfeld Jesu wissen, so verdreht, dass Jesus eben doch kein Jude gewesen sei.

Freilich weiß man von vereinzelt Akten der Solidarität: Von Ferdinand Dirichs, der die in Kirchhär internierten Juden aus Montabaur und Meudt besuchte und ihnen Geldspenden aushändigte. Aber das waren Ausnahmen.

Und danach?

Viel wussten wir Knirpse nicht von ihnen. Redensarten *Wie in däh Juddeschoul*, klingen zwar abschätzig, aber waren eher harmlos. Ärger die Antwort auf die Katechismus-Frage: „Wer hat Jesus ans Kreuz geschlagen?“ Ich kann's noch auswendig: „Die bösen Juden.“

Dann haben wir dazu gelernt. Ihre Bibel ist die auch die unsere: Wir lesen die *torá* (5 Bücher Mose), der wir die Zehn Gebote entnehmen; lassen uns hinreißen vom Wort der *nebíim* (Propheten Israels), beten und singen die *tehilím* (Psalmen), die unsere Empfindungen spiegeln.

Und diese Veranstaltung ist uns nicht bloß historischer Rückblick. Sie ist erst dann sinnvoll, wenn wir nicht mehr Fremdes radikal ausgrenzen, nicht mehr Erfolge neiden, nicht mehr gute Absichten verleumden. Und wenn wir nicht mehr versuche ideologische zu rechtfertigen, was nicht zu rechtfertigen ist.

Schalom aleihem!